

I choose not to be indifferent
Ich entscheide mich dafür, nicht gleichgültig zu sein.

Bernd Harbeck-Pingel

Summer school
Le Clémont 8.07.24

(0)

Mein Vortrag am Anfang der summer school nimmt erkennbar deren Thema auf, jedoch nicht ihr Ergebnis vorweg. Deshalb soll sie an dieser Stelle als Impuls dienen für Ihre eigenen Überlegungen und Ihr eigenes Verständnis des Mottos, das wir im Anschluss diskutieren können.

Wir befinden uns in einer Landschaft, die gleichsam mehrfach gelesen werden kann, beispielsweise in Bezug auf Krieg, Verteidigung und Frieden, religiösen Nonkonformismus, Mehrsprachigkeit, die Erneuerung und Erschöpfung des Christentums, die Organisation der städtischen und der ländlichen Lebensform, die Erschließung des Raums durch Rodung oder Industrialisierung. Für die mit diesen Themen verbundenen Aktionen werden Handlungstypen abgerufen, mit denen sich Personen zunächst selbst organisieren, im Verstehen, in der Auseinandersetzung und auf Veränderungen abzielend.

Die Formel „I choose not to be indifferent“ impliziert dabei Folgendes:

- (1) Der Satz impliziert etwas, gegenüber dem ein Sprecher* sich nicht gleichgültig verhält.
- (2) Der Satz ist monologisch formuliert, also
- (3) vergewissert sich eine Person selbst,
- (4) möglicherweise vor anderen,
- (5) möglicherweise mit anderen.
- (6) Der Begriff „choice“ ist verwandt mit „decision“, dies ruft eine Oszillation zwischen einmaligen Entscheidungen, einem erkennbaren Typus von Entscheidungen und Grundsatzentscheidungen hervor.
- (7) „Choose“ und „decide“ benötigen die Zugänglichkeit verständlicher Alternativen, sonst wäre die Entscheidung nur jene zwischen Tun und Unterlassen.
- (8) Ferner gelangen in den Blick: eine Aufmerksamkeit für Entscheidungsbedingungen, Entscheidungssituationen und rekursiv das Gelingen bzw. Nichtgelingen von Entscheidungen.
- (9) „Nicht gleichgültig zu sein“ nicht negationslogisch zu bestimmen, ist nicht ganz einfach, denn was wäre das Gegenteil zu Gleichgültigkeit: Engagement, Aufmerksamkeit, Sensibilität, Wahrnehmungsfähigkeit?
- (10) Gibt es Intensitäten von Gleichgültigkeit und Nichtgleichgültigkeit?
- (11) Die Entscheidung, nicht gleichgültig zu sein, zielt nicht auf die Iteration der Entscheidung in einer größeren und möglicherweise überfordernden Anzahl von Situationen. Die Disposition, nicht gleichgültig zu sein, wird gleichsam vorausgesetzt, als Ermöglichungsbedingung der Entscheidung selbst.
- (12) Was bedeutet es, wenn sich einzelne Personen für etwas entscheiden? Worin besteht der kooperative Sinn geteilter Dispositionen, gemeinsamer Entscheidungen und gemeinsamer Nichtgleichgültigkeit?

(1) Der Satz „I choose not to be indifferent“ impliziert etwas, gegenüber dem ein*e Sprecher* sich nicht gleichgültig verhält.

Damit verlagert sich der Fokus von einer Person auf eine Konstellation von Personen und ihren Umgebungen, in denen sie einerseits als affizierbar markiert sind, andererseits das „wovon“ notwendigerweise unbestimmt lässt. Genau das aber ist die Quelle von Überforderung¹, weil einiges als dasjenige infrage kommt, in Bezug auf das sich Personen* sich nicht gleichgültig verhalten. Dieses Off läuft als Moment der Differenz bei sämtlichen Situationen mit, wenn Personen sich gegenüber etwas als nicht gleichgültig verhalten, auf diese Weise aber anderem gegenüber sehr wohl, weil sich Personen nicht auf alles gleichermaßen und gleichzeitig konzentrieren können. Der Satz gewinnt mit „I choose“ von der Aufmerksamkeitslenkung durch Erleben, Erfahren, Erinnern, mediale Präsenz und leibhaftige Präsenz eine leichte, aber nötige Unwucht. Denn mit der Wiederholung von Wahrnehmungskonstellationen, in denen Veränderungen, Störungen, vielleicht auch Protest oder Zorn markiert sind, wird ein Vermögen kenntlich, sich gegen über den Konstellationen überhaupt und gegenüber spezifischen Provokationen zu verhalten.

(2) Der Satz ist monologisch formuliert, also zunächst expressiv. Damit ist gemeint, dass in unvertretbarer Weise (1. Ps. Sg.) eine Person sich gegenüber einer Situation oder einem Ereignis bestimmt, und zwar mehrdeutig als wählend und/oder als entscheidend.

(3) So vergewissert sich eine Person selbst, dass sie ihren Handlungsspielraum darin erfährt, dass sie erstens nicht wählen und nicht entscheiden könnte. Sie könnte also etwas unterlassen, nicht reagieren, ertragen, erdulden, ignorieren oder sich einschüchtern lassen. Sie erfasst sich dabei selbst als Entscheidungsträger*in. Auf diese Weise erfasst sie sogleich, dass ihre Entscheidung wenigstens einen Unterschied für sie selbst macht und bezogen auf das, was Gegenstand des Engagements wird – vor dem Hintergrund dessen, was alles nicht Gegenstand des Engagements wird.

(4) Die expressive Haltung hat indes ihren sozialen Raum, nämlich die Situationen und Ereignisse, in denen Gleichgültigkeit und Nichtgleichgültigkeit artikuliert werden können. Daher äußert sich die Person möglicherweise vor anderen: eine ziemlich offene Konstellation, da ihre Äußerung als Mitteilung einer Entscheidung auf Akzeptanz oder Ablehnung stoßen kann. Mitunter halten andere Personen anderes für wichtig, halten einen anderen Zeitpunkt der Selbstpositionierung für angebrachter, finden den Ausdruck des Entscheidens unangemessen oder werden erst selbst auf die Idee gebracht, dass sie eine Haltung überhaupt entwickeln könnten und sollten. In dem Sinn ist die expressive Äußerung also nicht wirkungslos.

(5) Kooperationen sind schwierig. Sie setzen nämlich voraus, dass Handlungsabsichten erfolgreich aufgrund der Teilleistungen beteiligter Akteure* durchgeführt werden.² Das setzt nicht nur ein Mindestmaß an Commitment voraus, sondern in unserem Fall konkret, dass die Kombination von Entscheidungen und Verhalten und Handlungen ausgehend von der Haltung „I choose“/ „I decide“ personal jeweils so ähnlich konfiguriert sind, dass sie interpersonale und kooperative Veränderungen auch in Gang setzen. Das Gegenteil hieße, bei Solidaritätsbekundungen stehen zu bleiben, die bekanntlich nichts kosten. Kooperationen machen Abstimmungen darüber nötig, was Gegenstand der Nichtgleichgültigkeit ist, dies muss

¹ Lukas Naegeli: Überforderungseinwände in der Ethik. Berlin 2022, 24-33, 225-241.

² Raimo Tuomela/Kaarlo Miller: Wir-Absichten.

In: Hans Bernhard Schmid/ David Schweikhard (Hg.): Kollektive Intentionalität. Frankfurt/Main 2009, 72-98.

also bekannt sein und auch eingerahmt werden. Ferner sind Verständigungen erforderlich, welche Konsequenzen die Nichtgleichgültigkeit haben kann.

(6) Der Begriff „choice“ ist verwandt mit „decision“. Dies ruft eine Oszillation zwischen einmaligen Entscheidungen (a), einem erkennbaren Typus von Entscheidungen (b) und Grundsatzentscheidungen (c) hervor. Damit wird eine Struktur entwickelt, die die Entscheidung über Entscheidungen entfaltet (Second-order Decisions). Sie ist zunächst nur für eine Entscheidungssituation hier im Blick, gilt aber interpersonal oder zwischen Organisationen auch für die Delegation von Entscheidungen. Der Rekurs auf Standards, Routinen, Regeln usw. ist ebenfalls ein Beispiel für die Second-Order-Bedingung.³ Auf diese Weise lässt sich eine Menge verstehen:

(a) Unter welchen Bedingungen kommen choice/decision personal und gruppenbezogen überhaupt zustande?

(b) Wie sind Entscheidungen wiederholbar oder nicht wiederholbar?

(c) Welchen Gewinn haben wir von der Habitualisierung eines Typus von Entscheidungen, der sich bezogen auf das Themenfeld X als nicht gleichgültig verhält, mit dem Ziel etwas zu verändern?

(d) Welche Funktion haben Basisüberzeugungen und ihre Variabilität für die Realisierung von Entscheidungstypen und Einzelentscheidungen?

Diese Unterscheidungen, die vielleicht kleinteilig aussehen, müssen beachtet werden, denn nur so kann vermieden werden, dass der Satz „I choose not to be indifferent“ als erratisches Vorkommnis interpretiert wird. Er ist, gerade auch in kooperativen Konstellationen, eine expressive Geste, die bestimmte Formen von Freiheit bezeichnet, nämlich eine Unzufriedenheit mit bestehenden Verhältnissen und den Entschluss, daran etwas zu ändern.

(7) „Choose“ und „decide“ benötigen die Zugänglichkeit verständlicher Alternativen, sonst wäre die Entscheidung nur eine zwischen Tun und Unterlassen. Somit wird es Personen aufgebürdet, das Umfeld ihres Wählens erneut in den Blick zu nehmen. Was könnten sie konkret anders entscheiden, welche Vorzüge oder Nachteile hat ihre spezifische Entscheidung und welche Konsequenzen hat dies für das, was Gegenstand ihrer Nichtgleichgültigkeit ist. Eine Entscheidung, grundsätzlich und in jeder Beziehung nicht gleichgültig sein zu wollen, ist sinnlos, da sie die begrenzten Handlungsoptionen und die begrenzte Aufmerksamkeit von Personen nicht einkalkuliert. Dementsprechend sind auch Forderungen nach Sensibilisierung und Achtsamkeit skeptisch zu betrachten, weil sie ihre normativen Bedingungen nicht erklären können: Wer entscheidet darüber, dass sich andere entscheiden sollen, nicht gleichgültig zu sein.

(8) Allerdings gilt es zu betrachten, wie eine Aufmerksamkeit für Entscheidungsbedingungen zustande kommt. Denn es wäre denkbar, dass Personen erst im Nachgang bei sich und anderen bemerken, dass und wie sie sich entschieden haben. So wäre zu überlegen, worin der Vorteil besteht, sich bewusst für etwas zu entscheiden, statt gleichsam direkt und vermittelt zu reagieren oder sogleich Handlungsroutinen anzuschauen und nicht die ihnen zugrundeliegenden Entscheidungen.

Das wirft die Frage auf, in welchem Verhältnis Überzeugungen und Entscheidungen stehen. Überzeugungen können als basale Orientierungen entweder konzise oder vage adressiert werden. Das bedeutet, was als logisch zwingend verstanden wird, muss nicht auch praktisch handlungsbedingend oder auch nur -motivierend wirksam sein. Überzeugungen haben Außenwirkungen und betreffen das Selbstkonzept, darunter auch nicht akzeptable Überzeugungen.⁴ Von der Situation des Wählens ausgehend, müsste also zurückgefragt werden, wie streng und rhapsodisch Überzeugungen in die Artikulation von Entscheidungen und

³ Cass R. Sunstein: Decisions about Decisions. Practical Reason in Ordinary Life. Cambridge 2023, 1-32.

⁴ Cass R. Sunstein: Decisions about Decisions. Practical Reason in Ordinary Life. Cambridge 2023, 64-95.

Handlungsroutinen überhaupt eingehen. Konsequentialistische Deutungsmuster unterstellen, dass Personen ihre Überzeugungen artikulieren und dementsprechend handeln. Dabei werden möglicherweise nicht nur einige Zwischenschritte übersprungen, vielmehr ist es fraglich, ob es solch idealen Akteur*innen überhaupt gibt. Nicht nur die Introspektion steht hier auf dem Prüfstand. Vielmehr nehmen Entscheidungssituationen kooperativ und institutionell Formen an, in denen mit Störungen, Veränderungen, Verzögerungen gerechnet werden muss und damit auch das Gelingen und Nichtgelingen von Absichten ausbalanciert wird.

(9) „Nicht gleichgültig zu sein“ nicht negationslogisch zu bestimmen, ist nicht ganz einfach, denn was wäre das Gegenteil zu Gleichgültigkeit: Engagement, Aufmerksamkeit, Sensibilität, Wahrnehmungsfähigkeit? Es ist ein Kurzschluss, dass empathische Personen automatisch gute Handlungen ausführen und nicht-empathische schlechte, sondern dass das Bündel Engagement/ Aufmerksamkeit/ Sensibilität/ Wahrnehmungsfähigkeit eine austarierte Urteilskraft benötigt.⁵ In meinem Verständnis von Empathie nehme ich nach Engelen drei Aspekte in Anspruch:
(a) Empathie wird als soziale Emotion aufgefasst, die die Emotionen anderer zugänglich macht.
(b) Emotionen sind, als sozial und kulturell bedingte Phänomene, der Rahmen für die Möglichkeiten für die Empathie von Personen.
(c) Emotionen werden erlernt, das Konzept von Emotionen zu lernen ist seinerseits sozial bedingt.⁶

Diese Liste ist zweifellos pädagogisch signifikant. Konkretisierte Nichtgleichgültigkeit würde sich nicht in einzelnen Vorsätzen, wie zu Neujahr, äußern, sondern als dauerhaftes Engagement. Wie ist das möglich? Wir denken uns eine Frustrations- oder Geduldschwelle, die überschritten wird, um Personen dazu zu bewegen, nicht mit einer einzelnen Aktion, sondern kontinuierlich an der Bearbeitung von Problemen zu arbeiten. Da das Urteil immer emotional präsent ist, wird das Differenzierungsvermögen von Personen darin geschult, das Engagement nicht auf das Wiederholen von Ausgangsdifferenzen, sondern die Artikulation von Differenzen im Engagement zu üben.

(10) Gibt es Intensitäten von Gleichgültigkeit und Nichtgleichgültigkeit?

Als extreme, nämlich ideologische Form von Gleichgültigkeit würde man verstehen, dass die Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Personen die Form der Freiheit als gleichermaßen gültig, unabhängig von ihrem spezifischen Gebrauch bestimmt.⁷ Weder das Gegebensein der Freiheit als solche, noch die Möglichkeiten, mit ihr umzugehen, legitimiert die Geltung von Zielen, Verfahren, Haltungen und Regelbefolgung, sondern nur das strittige Ingeltungbringen von Freiheiten gemäß dieser Kategorien, und bezogen auf konkrete Handlungsspielräume mit ihren Erfordernissen und Bedingtheiten. Anderes würde ja bedeuten, auch alle vermeintlichen Gründe politischen Handelns und deren Ausdrucksformen für akzeptabel zu halten: den Willen der Menschen, das Denken in Polaritäten und Lagern, die Simulation von Sachzwängen, Politik als Medientheater.⁸

Nicht also eine indifferente Gleichrangigkeit, sondern ein variables Ranking der Gegenstände von Entscheidungen ist als eine plausible Realisierung von Freiheit zu verstehen. Abgesehen von der flexiblen Ansprechbarkeit von Personen unterliegt auch das Engagement selbst Alterationen, die durch den Misserfolg und Erfolg von Kooperationen bedingt sind. Darin eingeschlossen ist auch das Scheitern bezüglich der Erfassung von sozialen Situationen, die Nichtgleichgültigkeit initiieren.

⁵ Paul Bloom: *Against Empathy. The Case for Rational Compassion*. London 2016, 84-112.

⁶ Eva Maria Engelen: *Affektive Perspektivübernahme als soziales Phänomen*. In: Karl Mertens/ Jörn Müller: *Die Dimension des Sozialen*. Berlin 2014, 127-142.

⁷ Frank Ruda: *Indifferenz und Wiederholung. Freiheit in der Moderne*. Konstanz 2018, 211.

⁸ Zur Kritik vgl. Jan-Werner Müller: *Democracy Rules*. Dublin 2021, 17-27.

(11) Die Entscheidung, nicht gleichgültig zu sein, zielt nicht auf die Iteration der Entscheidung in einer größeren und möglicherweise überfordernden Anzahl von Situationen. Die Disposition, nicht gleichgültig zu sein, wird gleichsam vorausgesetzt, als Ermöglichungsbedingung von Entscheidungen selbst. Das wäre nun eine psychologische Wendung, die auf das Erlernen von Entscheidungssituationen eingeht. Ein sinnvolles Ergebnis dieses Lernens wäre die Fähigkeit, Komplexität so reduzieren können, dass relevante von irrelevanten Entscheidungen unterschieden werden und Korrekturen vollzogen werden können. Diese Korrekturen beziehen sich auf vorgängige Einzelentscheidungen, Entscheidungstypen sowie Überzeugungen und sind dementsprechend mehr oder minder gravierend. Wenn Personen den Impuls entwickeln, dass ihnen etwas nicht gleichgültig ist, setzt dies freilich eine Dynamik frei, die soziale Veränderungen wahrscheinlicher macht und die für die Bearbeitung sozialer Probleme auch benötigt wird.

(12) Was bedeutet es, wenn sich einzelne Personen für etwas entscheiden? Es bedeutet zunächst einen Ausdruck der Selbstbestimmung zu einer Wirksamkeit in sozialen und politischen Kontexten. Bevor diese Wirksamkeit eifertig als Ressource für Demokratie gelobt wird, ist sie zunächst eine Möglichkeit von Freiheit, vor dem Hintergrund von Geruhsamkeit, Stabilität, Gemütlichkeit und Faulheit. Sie wird ihrerseits dringend benötigt, damit sich Personen auf das fokussieren, was sie wirklich ändern wollen. Der kooperative Sinn geteilter diesbezüglicher Überzeugungen zeigt sich darin, dass geteilte Dispositionen zur Urteilsbildung, gemeinsame Entscheidungen und gemeinsame Nichtgleichgültigkeit Voraussetzungen für komplexere Formen bilden. Es werden jedoch „intermediary institutions“⁹, die intern und extern Pluralität realisieren, benötigt, um soziale Effekte der Urteilskraft zu organisieren. Im Guten bewirkt dies, dass nicht mit geringer Streittiefe alles und jedes oder obsessiv immer dasselbe Thema von Diskursen wird, sondern dass vermittelt wird, worum es sich lohnt zu streiten. Ein effektives Engagement, das nicht mehr nur personenzentriert verstanden wird, organisiert einen qualifizierten Streit über Veränderungen.¹⁰ Diese Veränderungen betreffen aber nicht nur soziale Verhältnisse als solche, sondern auch Überzeugungen, Typologien des Entscheidens und die Selbstpositionierung von Personen als Entscheidungsträger*innen.

I choose not to be indifferent © 2024 by Bernd Harbeck-Pingel is licensed underCC BY-NC-ND 4.0. To view a copy of this license, visit <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

⁹ Jan-Werner Müller: Democracy Rules. Dublin 2021, 92-110.

¹⁰ Alexander Thiele: Verlustdemokratie. Tübingen 2018, 123-126, 293-298.